



Das Bild «La Bergère» ziert die Wand in der aktuellen Courbet-Ausstellung. Warum es in Basel hängen darf, ist eine lange Geschichte.

ZVG

Ein aussergewöhnlicher Gast in Basel

Fondation Beyeler In der Courbet-Ausstellung fällt ein Bild aus einer amerikanischen Stiftung auf, das normalerweise gar nicht ausgeliehen wird. Die Frage nach den Gründen führt zu Albert C. Barnes.

VON ANNINA FISCHER

«La Bergère (La Fileuse bretonne, 1867)», eines der aktuell in der Fondation Beyeler gezeigten Courbet-Werke, ist ein besonderes Bild: Es zeigt eine junge Frau beim Spinnen, am Fusse eines Baumes sitzend, rechts weiden Schafe, der Himmel ist blassrosa eingefärbt. Dieses spät entstandene Landschaftsbild, eine romantische Idylle, sieht wie ein Gegenbild zu Courbets schonungslosem Realismus aus, für den er eigentlich bekannt ist. Doch das ist nicht das einzige Besondere. Bemerkenswert ist, dass es zum ersten Mal

seit 1873 in Europa ausgestellt ist. Denn das Museum, aus dem es kommt, die Barnes Foundation (Philadelphia und Merion), leiht eigentlich nichts aus.

Dass «La Bergère» dennoch in der Fondation Beyeler zu sehen ist, hat damit zu tun, dass das Werk nicht zur immer unverändert zu präsentierenden Sammlung der Barnes Foundation gehört, was der Stifter testamentarisch festlegte, sondern in dessen Privaträumen hing, was nur wenigen bekannt ist. Doch eigentlich interessant ist die Geschichte, warum die Barnes Foundation so selten leiht. Sie führt zum exzentrischen Stifter Albert C. Barnes.

Gründer einer Pharmafirma

Barnes, Sohn eines Metzgers und einer deutschstämmigen Mutter, studierte zunächst Medizin, arbeitete dann in verschiedenen Krankenhäusern in den USA, später an der Berliner Charité. Dann studierte er Psychologie, danach Pharmazie, worin er promovierte. Ausserdem besuchte er Philosophievorlesungen. Mit dem Deutschen Hermann

Hille gründete er die Pharmafirma Barnes and Hille (nach Hilles Ausscheiden A.C. Barnes Company), deren bedeutendste Entwicklung das Desinfektionsmittel Argyrol ist. Dieses Medikament, eine Silberverbindung, wurde erfolgreich bei lokalen Augenentzündungen eingesetzt, aber vor allem konnte es die damals noch häufige infektionsbedingte Säuglingsblindheit verhindern. Barnes entwickelte ein sehr erfolgreiches Marketing-System und verkaufte ohne Zwischenhändler direkt an Ärzte und Krankenhäuser. Neben der Fabrik in Philadelphia entstanden weitere in London und Australien.

Früh begann Barnes' soziales Engagement. Seine Mutter war überzeugte Methodistin und nahm ihn mit zu Kirchenversammlungen, wo er Kontakt zur afroamerikanischen Bevölkerung hatte, für deren Kunst und Kultur er sich sein Leben lang interessierte und für deren Gleichberechtigung er sich stark engagierte. In seiner Firma führte er für die weisse und schwarze Belegschaft Philosophie-Diskussionsrunden

ein, die er selber leitete. Auch zu Kunstthemen fanden in der Firma Vorlesungen statt, eine Firmenbücherei wurde eingerichtet und das Vorlesungsangebot allgemein für Interessierte geöffnet.

181 Renoirs in Barnes' Sammlung

Aufgrund seines Interesses an Erwachsenenbildung gründete Barnes 1922 seine Stiftung. Das Vermögen aus der Pharmaindustrie erlaubte es ihm, eine grosse Kunstsammlung anzulegen, die unter anderem 181 Renoirs umfasst, 69 Cézannes, 59 Matisse, 46 Picassos, 21 Soutines und 18 Rousseaus; zudem Bilder von Modigliani, Degas, van Gogh, Seurat und Monet, Werke alter Meister sowie Arbeiten afroamerikanischer Künstler und afrikanische Skulpturen. Mit Henri Matisse war Albert C. Barnes befreundet.

1923 stellte Barnes 75 Werke seiner Sammlung in der Pennsylvania Academy of Fine Arts in Philadelphia aus, darunter Modigliani, Picasso, de Chirico und Matisse. Doch die Ausstellung wurde vom Publikum belächelt und

von der Kritik verrissen. Daraufhin bestimmte Barnes, dass seine Sammlung niemals frei zugänglich sein und kein Bild ausgeliehen werden sollte. Seine Kunstwerke stiftete er der Barnes Foundation. Barnes wachte streng darüber, wer seine Sammlung sehen durfte. Arbeiter, ob schwarz oder weiss, durften dies jederzeit. Alle anderen mussten schriftlich eine Erlaubnis beantragen.

Einstein und Dalí durften schauen

Gerade Kunstkritiker und Museumsleitungen erhielten häufig keinen Zugang. Auch dem Schriftsteller T. S. Eliot und dem Architekt Le Corbusier verweigerte er den Zutritt. Andere, etwa Albert Einstein, Thomas Mann, Greta Garbo und Salvador Dalí führte er jedoch gern persönlich durch die Sammlung.

1929 verkaufte Barnes seine Firma und widmete sich dem Verfassen kunsthistorischer Schriften. In seinem Testament übertrug er die Leitung seiner Stiftung der Lincoln University, einer Hochschule für Afroamerikaner.

Beethoven aus dem Geist Herbert von Karajans

Stadtcasino Das Orchestre National de France spielt Naturschilderungen.

VON ALFRED ZILTNER

Wo gibt es das noch? Während die Existenz der grossen Radio-Orchester im deutschsprachigen Raum zunehmend gefährdet ist - sofern sie nicht, wie das Radiosinfonieorchester Basel, schon längst weggespart wurden - leistet sich Radio France in Paris sogar zwei gross besetzte, künstlerisch herausragende Klangkörper. Der eine, das Orchestre Philharmonique de Radio France, ist im letzten Jahr im Rahmen der AMG-Reihe World Orchestras in Basel aufgetreten. Nun hat die AMG auch den anderen ins Stadtcasino geholt: das Orchestre National de France unter

Daniele Gatti, dem Chefdirigenten seit 2008. Der Mailänder Künstler, 2009 bis 2012 auch Musikalischer Leiter des Zürcher Opernhauses, leitete das Konzert in souveräner Ruhe, ohne publikumswirksame Mätzchen, mit sparsamen Gesten.

Auf dem Programm standen musikalische Naturschilderungen: die «Karfreitagsmusik» aus Richard Wagners «Parsifal», in welcher der aufkeimende Frühling Klang wird, Claude Debussys von unterschiedlichen Meeresstimmungen inspirierter Zyklus «La Mer» und die Sechste Sinfonie, die «Pastorale», von Ludwig van Beethoven, mit ihren einkomponierten Vogelstimmen. Zu hören war vor allem ein phänomenales Orchester, während Gattis Interpretationen teilweise im schönen Klang stecken blieben. Das war schon in Vorspiel und «Karfreitagzauber» aus «Parsifal» zu spüren. Gatti leitete eine transpa-

Chefdirigent Daniele Gatti leitete das Konzert in souveräner Ruhe, ohne Mätzchen, mit sparsamen Gesten.

rente, sorgfältig ausgeformte Wiedergabe mit frühlinghaft leuchtenden Holzbläsern, doch der Sog, den diese Musik ausüben könnte, ausüben müsste, blieb aus.

Starke Ankündigung des Sturms

In «La Mer» hingegen überzeugte Gatti mit seinem Sinn für Klangdramaturgie. Er holte aus der Partitur einen schier überwältigenden, manchmal ins rauschhafte gesteigerten Reichtum an strahlenden Farben und delikaten Klangmischungen, der vom Orchester grandios realisiert wurde. In Erinnerung bleibt vor allem die Ankündigung des Sturms mit der Pauke und den unheimlich fahl klingenden Kontrabässen zu Beginn des dritten Satzes.

Wie aus der Ferne längst vergangener Zeiten wirkte nach der Pause die Aufführung der «Pastorale». Gatti dirigierte einen Beethoven aus dem Geist des späten

Herbert von Karajan, mit gedehnten Tempi, im Schönklang glatt geschliffen und letztlich unverbindlich. Dem Tanz der Landleute fehlte der derbe Schwung; Gewitter und Sturm waren zwar laut, aber harmlos. Allerdings war Gattis Interpretation in sich konsequent und dabei stets leicht und transparent.

Das Orchester setzte sein Konzept grandios um, allen voran die präzisen, schlanken Streicher. So luftig wie hier hat man den Anfang des Werks wohl kaum gehört, dem zweiten Satz gaben sie beseelten Ausdruck und weiches, warmes Kolorit und gegen Schluss des «Dankgesangs» schufen sie unvermutet einen Moment verinnerlichter Religiosität. Im Andante con moto brillierten die Holzbläser mit reinen, elegant phrasierten Soli und den «Dankgesang» intonierte das Solohorn mit wunderbar vollem, rundem Klang.